

Andreas Urs Sommer

**Werte.** Warum  
man sie braucht,  
obwohl es sie  
nicht gibt



J.B. METZLER



**J.B. METZLER**

Andreas Urs Sommer

# Werte

Warum man sie braucht,  
obwohl es sie nicht gibt

J.B. Metzler Verlag

Andreas Urs Sommer (\*1972) lehrt Philosophie an der Universität Freiburg i. B. und leitet die Forschungsstelle Nietzsche-Kommentar der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.



Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02649-1

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2016 J. B. Metzler Verlag GmbH, Stuttgart  
[www.metzlerverlag.de](http://www.metzlerverlag.de)  
[info@metzlerverlag.de](mailto:info@metzlerverlag.de)

Einbandgestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart  
Typografie und Satz: Tobias Wantzen, Bremen  
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

*Werte sind also nichts anderes als eine hochmobile Gesichtspunktmenge. Sie gleichen nicht, wie einst die Ideen, den Fixsternen, sondern eher Ballons, deren Hüllen man aufbewahrt, um sie bei Gelegenheit aufzublasen, besonders bei Festlichkeiten.*

(Niklas Luhmann: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*.  
Frankfurt a. M. 1997, Bd. 1, S. 342)

*Das Wort »Rache« ist so schnell gesprochen: fast scheint es, als ob es gar nicht mehr enthalten könne, als eine Begriffs- und Empfindungswurzel. Und so bemüht man sich immer noch, dieselbe zu finden: wie unsere Nationalökonomien noch nicht müde geworden sind, im Worte »Werth« eine solche Einheit zu wittern und nach dem ursprünglichen Wurzel-Begriff des Werthes zu suchen. Als ob nicht alle Worte Taschen wären, in welche bald Diess, bald Jenes, bald Mehreres auf einmal gesteckt worden ist!*

(Friedrich Nietzsche: *Der Wanderer und sein Schatten*.  
Chemnitz 1880, S. 34)

*Philosophie ist wie der Biss eines tollwütigen Hundes.*

(Logienquelle  $\Phi$  XI, 8)

# Inhalt

Vorrede	9
Existenz wird überschätzt. Was ist ein Wert?	13
Immer mehr. Woher Werte – und wie viele?	31
Reiz der Vorläufigkeit. Wie ist ein Wert?	47
Bindungsmächtig, relativierungsmächtig. Worauf beziehen sich Werte?	71
Zuhause nirgends und überall. Wo und wann sind Werte (im Gebrauch)?	85
<i>Exkurs(ion) I: Werte und Menschenrechte</i>	101
Instabile Seitenlage. In welcher Position ist ein Wert?	113
Motivationswunder und Lähmungsgaranten. Was haben Werte? Was tun sie?	123
Widerspenstige Opfer gezähmt. Was erleiden Werte?	143

<i>Exkurs(ion) II: Werte, tagespolitisch</i>	153
Gegen Festschreibungen. Warum Werte?	163
Nachbemerkung	175
<i>Anmerkungen</i>	177
<i>Personenregister</i>	189
<i>Sachregister</i>	193

## Vorrede

Manche Dinge meine ich zu verstehen, einigermaßen wenigstens. Das Vorhandensein mancher Dinge setze ich als gegeben voraus. Dazu gehören Steine und Sterne, Maschinen und Menschen, Ballone und Bücher.

Manch andere Dinge zu verstehen, fällt mir schwer. Ihr Vorhandensein als gegeben anzunehmen, bereitet mir Mühe. Dazu gehören Gott und Gnomen, Engel und Einhörner, Vampire und Werte.

Nun schreiben zwar Menschen Bücher über Gnomen, Engel, Einhörner und Vampire, noch mehr Menschen reden über Gott so, als ob es ihn gäbe. Aber in einer säkular-demokratischen Gesellschaft ist niemand dazu gezwungen, an das Vorhandensein von Gnomen, Engeln, Einhörnern oder Vampiren zu glauben. Sogar die soziale Nötigung, an Gott zu glauben, hat sich im Prozess der Modernisierung verflüchtigt. Jeder und jedem ist es anheimgestellt, es zu tun oder es zu lassen.

Anders verhält es sich mit Werten. Unterliegen wir nicht ausnahmslos alle dem Zwang, an sie zu glauben – an ihr Vorhandensein, an ihre Wirkungskraft, an ihren Verpflichtungscharakter? Wer Werte leugnet, gilt nicht bloß als unsicherer Kantonist, sondern als intellektueller Terrorist, als nihilistischer Feind der Menschheit. Herrscht heute nicht die soziale Nötigung zum Werteglauben – an was für Werte auch immer? Hauptsache Werte!

Die Fragen, denen dieser Essay nachgeht, sind deshalb ganz einfach: Was ist das, woran ich zu glauben genötigt werde? Warum soll ich an Werte zu glauben genötigt sein?

Ganz einfache Fragen, so scheint es. Fragen allerdings, die leicht in einen farbenreichen Urwald an Ungewissheiten locken. Dieser Es-

say will den Urwald nicht abholzen. Aber wenigstens einen von vielen möglichen Pfaden finden. »Statistisch gesehen besteht das Leben zu 98 Prozent aus Ungewissheit. Der Rest ist Stoffwechsel.«<sup>1</sup>

Falls Sie und ich an Werte zu glauben genötigt sind, scheint dies vorauszusetzen, dass ›Werte‹ nicht bloß Worte sind, sondern Wesenheiten, die es irgendwie auch jenseits der Sprache gibt. Reine Sprachanalyse, also die Untersuchung, was und wie wir reden, wenn wir über Werte reden, reicht dann nicht aus, um zu verstehen, was und warum Werte sind. Aber sie kann doch Fingerzeige geben. Nützliche Fingerzeige, auch um die Übellaunigkeit zu beschwichtigen, die manchen überkommt angesichts des allgegenwärtigen Wertgeredes. Wer sich nicht – zumal als politisch, ökonomisch oder medial Wortmächtige(r) – lautstark darüber vernehmen lässt, wie sehr er oder sie sich an Werten ›orientiere‹, wie wichtig ›Werteerziehung‹ sei, wie sehr die Kultur auf Werten beruhe und wie unerlässlich sie überhaupt seien, ist weder wähl- noch tragbar. Indes verschleiert dieses Wertgerede oft unzureichend die handfesten Interessen, die den Wertredner tatsächlich inspirieren. Aber dieser Befund, der zur Verallgemeinerung verlockt, Werte für bloße Deckbegriffe von Interessen zu halten, bleibt vordergründig und kurzatmig. Offensichtlich können, tun und sind Werte mehr. Aber was? Welche spezifische Leistung stellt es dar, Werte zu entdecken oder zu erfinden, sie vorzuschreiben und sich ihnen zu unterwerfen?

Zu den beiden Fragen, was und warum Werte sind, gesellt sich eine dritte: Was verrät es über eine Gesellschaft, dass sie ausgerechnet Werte braucht? Welchen Sinn, welchen Nutzen hat es für eine Gesellschaft, sich über Werte zu definieren? In ›unserer‹ Gesellschaft herrscht offensichtlich ein unstillbares Bedürfnis, über Werte zu reden und sich als ›Wertegemeinschaft‹ zu bestimmen. Diese Selbstverständlichkeit, das Eigene und Relevante über Werte zu bestimmen, überrascht historisch distanzierte Betrachter, denn tatsächlich hat man erst im 19. Jahrhundert angefangen, ›Werte‹ zu dem zu machen, als was sie heute gelten. Davor hatte man zwar dem Guten, Schönen und Wahren gehuldigt, aber nicht ›Werten‹ als exklusiven und universalen Referenzgrößen des gesellschaftlichen und persönlichen

Selbstverständnisses. Werte sind eine junge Erscheinung und stehen trotz aller Modernisierungsturbulenzen unvermindert hoch im Kurs. Die drei Hauptfragen dieses Buches stehen also in einem moralge-  
nealogischen und modernitätsgenealogischen Horizont: Wie kam es  
so, wie es kam?

Aristoteles (384–322 v. Chr.) kannte zwar das Gute, Schöne und Wahre, aber im Unterschied zu modernen Menschen noch keine ›Werte‹. Intensiv hat er sich damit beschäftigt, wie man überhaupt über etwas sprechen kann. Dazu hat er die Kategorien erdacht.<sup>2</sup> Seine Fragen werden hier abgewandelt auf ›Werte‹ angewendet: Was ist ein Wert? Wie viele Werte gibt es? Wie ist ein Wert beschaffen? Worauf beziehen sich Werte? Wo und wann sind Werte (im Gebrauch)? In welcher Position ist ein Wert? Was haben Werte? Was tun sie? Was erleiden Werte? Und zuletzt die schon genannte Frage, die in Aristoteles' Kategorien kein Pendant hat: Warum Werte?

Indessen:

1. Dieser Essay handelt nicht von der Moral der Menschheit (oder gar: der Moral tierischer Lebewesen) im Allgemeinen. Jede Gesellschaft kennt ein Oben und Unten. Oft nennt man es ›gut‹ und ›böse‹ oder ›gut‹ und ›schlecht‹. Aber nur die Moderne, nur unsere Gesellschaft operiert mit ›Werten‹, um ihr Oben und Unten, aber auch ihr Links und Rechts auszutarieren. Das steht hier im Fokus.
2. Dieser Essay beklagt weder den angeblichen ›Werteverfall‹, den vermeintlichen »Untergang der Wertordnung«, die als Schreckgespenster durch Feuilleton und Leserbriefspalten geistern, noch die scheinbare ›Wertvergessenheit‹, die an den (leider aussterbenden) Stammtischen unerschütterlich Sitz und Stimme behauptet. Dieses Buch dient nicht der allgemeinen moralischen Aufrüstung, unterfüttert kein Plädoyer für alte oder neue ›Wertorientierungen‹. Sein Anliegen ist nüchterner, kälter. Noch einmal: Es will in Erfahrung bringen, was es bedeutet und verrät, dass eine Gesellschaft sich über Werte definieren zu müssen glaubt.
3. Dieser Essay verfolgt schließlich nicht das Ziel, »die Philosophie« als Wertwissenschaft wiederherzustellen. Als die Philoso-

phie den Gipfel ihrer akademischen Selbstgewissheit erklommen hatte, konnte einer ihrer Siegelbewahrer, Wilhelm Windelband (1848–1915), stolz verkünden, diese Philosophie müsse verstanden werden »als die Wissenschaft von den notwendigen und allgemeingültigen Wertbestimmungen. Sie fragt, ob es Wissenschaft gibt, d. h. ein Denken, welches mit allgemeiner und notwendiger Geltung den Wert der Wahrheit besitzt; sie fragt, ob es Moral gibt, d. h. ein Wollen und Handeln, welches mit allgemeiner und notwendiger Geltung den Wert der Güte besitzt; sie fragt, ob es Kunst gibt, d. h. ein Anschauen und Fühlen, welches mit allgemeiner und notwendiger Geltung den Wert der Schönheit besitzt.«<sup>3</sup> Selbst bei denjenigen, die heute den Kult der Werte am eifrigsten zelebrieren, ist der Glaube an die Wertbestimmungs- und Wertprägekraft der Philosophie versiegt, zumal deren Wissenschaftlichkeit auf schwankendem Grund steht. Das freilich hindert niemanden daran, Nutzen und Nachteil der Werte für das Leben, für das Leben in der Moderne kühl gegeneinander abzuwägen.

Alle reden von Werten. Aber niemand scheint darüber nachzudenken, was es heißt, dass alle von Werten reden. Oder darüber, was Werte eigentlich sind. Dieses Buch holt beides nach. Selbst wenn Werte Fiktionen sein sollten, sind sie vielleicht nützliche Fiktionen.

## Existenz wird überschätzt. Was ist ein Wert?

Die Diskrepanz ist offenkundig: Einerseits ist, traut man dem gegenwärtigen Sprachgebrauch, das Sein der Werte geradezu in Stein gemeißelt. Kaum etwas scheint so fraglos zu existieren wie Werte, wenn die Häufigkeit, mit der wir uns im täglichen Kommunikationsgeschäft auf sie beziehen, als Indiz für Existenz irgendein Gewicht hat. Andererseits weiß offensichtlich niemand genau, was das ist, auf das und auf dessen Existenz wir uns so unverdrossen beziehen. Jedenfalls zeitigen Rückfragen im besten Fall Achselzucken, im schlimmsten Fall Empörung, als müsse jeder und jedem intuitiv klar sein, was Werte sind. Mir ist es nicht klar – und den danach Befragten auch nicht. Anscheinend ist das Sein der Werte einigermaßen prekär.

Erkundet man, *was* Werte sind, dann auch um herauszufinden, *ob* sie sind, und, falls ja, *in welcher Weise*. Wären Werte als bloße Sprachprodukte leicht durchschaubar – ähnlich beispielsweise Interjektionen wie »hoppla!« und »miez-miez!« oder Verzögerungslauten wie »ähm« und »hm« –, würde niemand die Forderung aufstellen, Werte seien außersprachliche und außergeistige Wesenheiten, etwas, was es wirklich gibt, irgendwo da draußen, aber mit bestimmendem Einfluss darauf, was wir hier drinnen tun und lassen sollen. Mit dieser Forderung ist man jedoch unentwegt und unablässig konfrontiert. Wer nach dem Was der Werte fragt, will wissen, was sie »eigentlich« sind, was ihr Wesen ausmacht.

Nun wird niemand in Abrede stellen, dass Menschen Gegebenheiten bewerten, indem sie handeln, denken, fühlen. Leben heißt bewerten – heißt, das eine dem anderen vorzuziehen. Wir bewerten

Situationen, Angebote, Menschen, Empfindungen. Diese Bewertungen sind Ausdruck von Präferenzen; sie spiegeln Perspektiven und Interessen derjenigen, die bewerten. Diese Bewertungen bestimmen ihr Leben. Bewerten in einem elementaren Sinn setzt weder ein höher organisiertes Bewusstsein voraus, noch handelt es sich um etwas spezifisch Menschliches: Wenn ich Schokoladeeis höher bewerte als Spinat, gründet diese Bewertung nicht auf intensiver Reflexionsarbeit, sondern auf meinem Bauchgefühl, das meinen ›rationalen‹ Gesundheitsinteressen zuwiderlaufen mag. Unser junger Kater bewertet die Möglichkeit, auf dem Feld herumzutollen und allerlei Kleingetier zu jagen, oft höher als die Wirklichkeit des Fressnapfs, den ich ihm vollgefüllt vor die Nase stelle. Er bezieht jedes Geräusch auf sich selbst – das Rascheln einer Plastiktüte versetzt ihn in Panik, das Klappern des Futternapfs hingegen in erwartungsfrohe Euphorie. Offensichtlich steht er in seinem jugendlichen Übermut unter permanentem Bewertungsdruck, weil er alles, was um ihn herum geschieht, mit sich selbst in Beziehung setzt. Im Alter flacht dieser Bewertungsdruck ab; der Kater wird dann hauptsächlich schlafen und seine Umwelt Umwelt sein lassen. Katerweisheit ist Menschenweisheit nicht unähnlich.

Bewerten bedeutet Schätzen, Abschätzen dessen, was ist und was sein könnte. Bewerten impliziert Vergleichen: Selbst, wenn ich etwas ganz negativ bewerte, tue ich das doch nur im Vergleich zu anderem – zu Dingen, die ich schätze, hochschätze. Für den Akt des Bewertens ist weder Sprache noch das, was die hochmütigen Angehörigen der Spezies *homo* sich selbst gerne exklusiv zuschreiben, nämlich: ›Vernunft‹ vonnöten. Bewerten kann der Kater ebenso wie ich es kann – jeweils bezogen auf das, was für unsere unterschiedlichen Leben relevant erscheint.

Kurzum: Bewerten ist ein Tun, ohne das animalisches (einschließlich menschliches) Leben nicht auskommt. Es strukturiert die Wirklichkeit des jeweils Wertenden, ordnet und teilt sie vergleichend ein nach Gesichtspunkten der Erstrebenswürdigkeit: Hungrige ziehen die Nahrungsaufnahme dem Nahrungsverzicht vor, Satte umgekehrt. Bewerten setzt voraus, dass es jemanden gibt, der bewertet – ganz egal,

ob es sich bei diesem ›Jemand‹ um ein menschliches oder tierisches Individuum, eine Menschengruppe oder eine ganze Tierart handelt.

Muss nun aber derjenige, der bewertet, nicht notwendigerweise Werte in Anspruch nehmen? Folgt also aus der Tatsache, dass lebende Wesen bewertende Wesen sind, nicht zwangsläufig, dass es Werte gibt? Bejaht man diese Frage, kann man seine These in ein vornehm und transzendentalphilosophisch anmutendes Argument kleiden: Wir setzten – wenn wir über Werte reden, ihre Abschaffung oder ihre Wiederherstellung verlangen, ihre Tyrannei oder ihren mangelnden Einfluss beklagen – Werte immer schon voraus. Die Bedingung der Möglichkeit allen Bewertens seien Werte – ganz egal, ob man das Wort ›Wert‹ im Mund führe oder nicht. Menschliches Leben sei wertgebunden. Die Entdeckung der Werte im 19. Jahrhundert, als die Philosophie plötzlich von Werten zu sprechen anfang, sei eine der großen Entdeckungen der Menschheitsgeschichte: Fortan habe man den bis dahin unbekannt, aber doch stets vorhandenen Kontinent der Werte eifrig erschließen und erforschen können.

So beeindruckend die Expeditionsberichte der Werte-Kolumbusse auch klingen und so einprägsam das Argument von den a priori vorausgesetzten Werten auf den ersten Blick auch wirkt: Die Berichte sind irreführend, das Argument ist falsch. Bewerten ist zwar eine grundlegende Funktion des Lebens. Daraus folgt aber mitnichten die Existenz oder die ›Geltung‹ eines Abstraktums namens ›Wert‹ oder entsprechender Abstrakta im Plural. Die Vorstellung von Wert oder Werten, die dem Bewerten zugrunde liegen sollen, ist missbräuchlich – man könnte sagen: eine »Verhexung unsres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache«.<sup>1</sup> Wenn wir statt von ›bewerten‹ von ›schätzen‹ sprechen, gehen wir auch nicht davon aus, dass hinter diesem Schätzen ein echter Schatz nur darauf wartet, geborgen zu werden. Es braucht keine Werte, um bewerten zu können. Vielmehr besteht das Bewerten, wenn es explizit wird, gerade darin, Wert, Werte zuzuschreiben. Dabei handelt es sich um akzidentelle Zuschreibungen: Wer bewertet, schreibt einer Sache, einer Gegebenheit einen bestimmten Wert, also eine Eigenschaft zu. Wenn ich bewerte, nehme ich kein ominöses Wesen der Werte in Anspruch, ebenso wenig eine

Wirklichkeit oder ein Sein dieser Werte unabhängig von der Gegebenheit, die ich bewerte.

›Wertvoll‹ ist eine Eigenschaft neben anderen Eigenschaften – ›rot‹, ›in der Ecke stehend‹, ›nur unscharf zu erkennen‹. Die Eigenschaft ›wertvoll‹ partizipiert nicht auf geheimnisvolle Weise an einer Substanz namens ›Wert‹. Und diese Eigenschaft ›wertvoll‹ ist offenkundig keine Eigenschaft, die der Gegebenheit, der Sache, dem Gegenstand als solchem zukommt – wie beispielsweise physikalische Eigenschaften –, sondern eine Eigenschaft, die unmittelbar von der Perspektive dessen abhängt, der sie zuschreibt. Ein Glas Wasser ist für den Durstigen in der Wüste ungemein wertvoll, für den Regengeplagten während des Monsuns hingegen überaus verzichtbar. Die physikalischen und chemischen Eigenschaften des Wassers bleiben die gleichen. Wertungen sind bedürfnisgebunden; der Wertende verleiht den Dingen ihren Wert, je nach seinen Umständen. Werte sind nichts, was dem Bewerten vorausgeht, sondern etwas, was aus dem Bewerten hervorgeht. Werte sind nicht vorausgesetzt, sondern abgeleitet. Sie sind nicht die Prämissen, sondern die Resultate des Bewertens.

Nun wird ein gestandener Wertontologe erwidern, das alles möge ja gelten für Wertzuschreibungen, die in unserer Verfügungsgewalt liegen. Die eigentlichen Werte, die Werte, mit der es die Ethik als Wissenschaft zu tun habe und die der Moral den Takt vorgäben, seien hingegen völlig anderer Natur. Sie seien nicht Resultate einer Zuschreibung, sondern gingen aller Zuschreibung voraus. Diese Art von Werten sei es, die erst im 19. Jahrhundert entdeckt worden sei. Es habe nicht, wie manche glaubten, ein unstatthafter Übergriff aus der ökonomischen Sphäre in die moralische stattgefunden, als sich die Werte plötzlich epidemisch ausbreiteten. Vielmehr habe das Reden über Werte in der Ökonomie erst die Augen geöffnet und vorbereitet für die eigentlichen Werte, eben die, die hinter all unseren Bewertungen stünden.

Der gestandene Wertontologe wird also bestreiten, dass moralische Werte zu ökonomischen in einer direkten genetischen, gar kausalen Beziehung stehen; er wird keiner ungeschlechtlichen Fortpflanzung der ökonomischen Werte durch Zellteilung in moralische

Werte seine Stimme leihen. Kein Hexen-Einmaleins macht aus Eins plötzlich Zwei. Nicht einmal die Parthenogenese, die Jungfrauengeburt der moralischen Werte kommt für den gestandenen Wertontologen in Betracht, sind für ihn diese Werte doch gar nicht geworden, sondern waren immer schon und werden immer zeitlos gültig sein. Bloß entdeckt worden seien die Werte erst spät.

Mit anderen Worten: Es liegt für den Wertontologen eine Verwechslung zweier Wertbegriffe oder eine Äquivokation zweier ganz unterschiedlicher Gegebenheiten vor: Zum einen wären da die Werte als Strukturierungsprinzip von Moral überhaupt, zum andern hingegen Werte als subjektive Zuschreibungen an bestimmte Gegenstände. Im ersten Fall sollen Werte Substanzen, etwas für sich Existierendes sein, im zweiten Fall hingegen bloße Akzidenzien – etwas, was anderen Dingen als Eigenschaft zwar zukommt, aber auch entfallen kann. Für diese Dinge selbst ist der Wert, den man ihnen zuschreibt, ohne wesensbestimmende Relevanz.

Diese Erwiderung soll zunächst einmal so stehen bleiben. Immerhin würde ich als einer, der über keine intuitive Werterkenntnis verfügt oder jedenfalls nicht weiß, dass und wie er darüber verfügt (und also von einer intuitionistischen Fachkraft über seine intuitive Erkenntnis aufgeklärt werden müsste), gerne verstehen, was es bedeutet, wenn jemand annimmt, der moralische Wert sei (im Unterschied zum ökonomischen Wert) etwas »an sich«. Und was für Werte sind das? Können immer wieder welche entdeckt werden, wenn sie nach Aussage des gestandenen Wertontologen nicht entstehen können, sondern immer schon sind?

Für Wertintuitionsblinde hat es ja den Anschein, als ob diese »An-sich-Werte« nichts weiter seien als verallgemeinerte subjektive Perspektiven und Präferenzen: Jemand hält seine Freiheit für wichtiger als seine Sicherheit und ruft daher »Freiheit!« als universellen Wert aus, während seinem Zellengenossen Sicherheit über Freiheit geht, so dass er »Sicherheit!« an seinen Wertehimmel heftet. Und letztlich geht es bei all diesen hehren Worten bloß darum, dass der eine möglichst schnell aus dem Kerker hinauswill, der andere aber froh ist, dort weiterhin Essen und Obdach zu genießen.

Wertintuitionsblinde neigen also dazu, diese großen Worte, die man ihnen als universelle Werte glaubhaft machen will, als Übersetzung sehr konkreter und übrigens sehr divergenter Wünsche anzusehen, für die man eine möglichst allgemeine Formel braucht, um sie zu legitimieren. Der Banker versteht unter Freiheit etwas anderes als der Häftling, der Sozialrevolutionär etwas anderes als der religiös Erweckte. Und doch lassen sie sich alle auf Freiheit einschwören, wobei sie aus dem angeblichen An-sich-Wert ›Freiheit‹ ganz unterschiedliche Handlungs- und Denkfolgerungen ziehen.

Dass Wertschätzungen perspektiven- und personengebunden sind, braucht allerdings den gestandenen Wertontologen, der an die Wirklichkeit der Werte glaubt, keinen Augenblick lang zu irritieren. Denn aus dem Umstand, dass Menschen auf Werte ganz unterschiedliche Sichtweisen haben, sie diese unterschiedlich ordnen und unterschiedlich benennen, folgt keineswegs ihre Nichtexistenz. Offensichtlich werden die meisten in ihrer Existenz völlig unstrittigen Dinge von unterschiedlichen Menschen aus unterschiedlichen Blickwinkeln unterschiedlich wahrgenommen. Das Brot, das auf dem Gartentisch liegt, könnte für diejenige, die aus 100 Metern Distanz darauf blickt, auch ein Stein sein, für denjenigen indes, der mit der Nase darauf gestoßen wird, eine Symphonie aus Düften. Fällt ein Schatten auf das Brot, scheint es verbrannt, fällt ein Sonnenstrahl drauf, wirkt es roh. Aus der Subjektivität der Wahrnehmung von Werten folgt nicht, dass es sie ›eigentlich‹ nicht gibt – dass sie bloße Kopfgebirben derer sind, die sich zu ihnen bekennen.

Wie immer es jedoch um die subjektive Wahrnehmung des Brotes bestellt sein mag: Alle, die wissen, was ein Brot ist, werden übereinstimmen, dass es gebacken gehört, wesentlich aus Getreidemehl besteht und der menschlichen Ernährung dient. Das Wesen des Brotes bereitet also denen, die es essen, ebenso wenig Sorgen wie seine Existenz. Der gestandene Wertontologe wird da einhaken und die Sorgen über Wesen und Existenz zu zerstreuen suchen, indem er einflücht, dass der Mensch nicht vom Brot alleine lebe. Während Brot der Ernährung diene, diene Wert dem Wohl der Menschheit. »Zum-Wohl-Beitragen« sei das, was einen Wert ausmache.<sup>2</sup> Da es nun Dinge, Hal-

tungen, Verhaltensweisen, Handlungen, Einstellungen gebe, die zum Wohle beitragen, sei es offensichtlich so, dass es Werte gebe.

Doch so ganz sind die Sorgen damit nicht vom Tisch, auf dem eben noch das Brot lag. Das Brot selbst wäre dann also auch ein Wert oder doch zumindest werthaltig, trägt es doch zum Wohle derjenigen bei, die es essen, solange sie das nicht im Übermaß tun. Ich unterdrücke die Bedenken, die Bestimmung von Wert als »Zum-Wohl-Beitragen« lasse offen, was »Wohl« heiße und um wessen Wohl es hier zu tun sei. »Zum-Wohl-Beitragen« ist anscheinend das, was Logiker ein zweistelliges Prädikat nennen: Es geht um eine Relation zwischen zwei Gegenständen; etwas gereicht einem anderen zum Wohl. Was nun das Wohl des einen Menschen vermehrt, kann dem Wohl des anderen Menschen abträglich sein, erst recht dem Wohl der Ameise oder des Albatros. Muss der Wertontologe eine Art von Überwohl annehmen, das allen und allem frommt? Und kann das »Zum-Wohl-Beitragen« als zweistelliges Prädikat etwas an sich sein, wenn es doch immer nur für andere und anderes ist, was es sein soll, nämlich Wohl?

Aber gut, solches Granteln einmal ein- und ausgeklammert, will ich die Definition des Wertes als das, was zum Wohl beiträgt, zum Barwert nehmen. Worin genau besteht dieser Barwert im Geschäft des Philosophierens? Erstens darin, dass die Definition uns ein glasklares Kriterium dafür verspricht, was ein Wert ist. Was nicht zum Wohle beiträgt (oder selbst das Wohl ist), ist kein Wert. Auch eine Pflicht wäre beispielsweise kein Wert, wenn ihr zu gehorchen die Summe des Wohles in der Welt nicht vermehrt. Zweitens verspricht die Definition Ordnung im Wirrwarr der Wertevielfalt zu schaffen. Es bliebe nur ein wahrer Wert übrig, nämlich das Wohl, an dem sich alle anderen Werte messen lassen müssten und graduell abgestuft eben mehr oder minder erfolgreiche Wertaspiranten wären. Das Wohl ist der Ersatzspieler für die höchste platonische Idee des Guten. Nur insofern etwas an dieser Idee teilhat, ist es gut. Nur insofern etwas am Wohl teilhat, ist es ein Wert.

Den gähnenden Schlund von Fragen, der sich hier auftut, will ich mit einem jähen Haken im Gedankengang gleich wieder vergessen machen: Wer wird sich denn darum scheren, dass überhaupt nicht

klar ist, wie Teilhaben zu verstehen ist, oder ob etwas, was zum Wohl beiträgt, dieses Wohl quantitativ oder qualitativ vermehrt, so dass Wohl ein Wert im zählbaren, berechenbaren Sinn würde und womöglich aufhörte, eine transzendente Größe zu sein, die Bedingung der Möglichkeit von Wert überhaupt? Der Haken, den ich schlage, macht zwar den gähnenden Schlund von Fragen leicht vergessen. Nicht zu vergessen vermag ich indes den Umstand, dass der gestandene Wertontologe mit seiner Überwert-Kühnheit des Wohles und Zum-Wohle-Beitragens alle anderen Werte zur Akzidentalität verurteilt, insofern sie Werte sind. Wenn es etwas zum Wert macht, zum Wohle beizutragen, dann ist dies eine Eigenschaft. Dasjenige, dem diese Eigenschaft zugeschrieben wird, mag selbst alles Mögliche sein – beispielsweise eine Haltung, eine Handlung oder ein Stück Brot –, zu dem, je nach Umständen, die fragliche Eigenschaft noch hinzukommt. Werte gäbe es dann – vom Überwert »Wohl« abgesehen – nicht an sich, sondern nur abgeleitet, partizipativ, akzidentell. Das dürfte für den gestandenen Wertontologen ein ernüchternder Befund sein.

Ernüchternd ist auch, dass sich die Werte der Moral unter diesen Bedingungen in ihrer Struktur keineswegs mehr von den Werten unterscheiden, die die Ökonomen seit Jahrhunderten für ihre Sphäre in Anspruch nehmen, klassisch formuliert von William Stanley Jevons (1835–1882): »Repeated reflection and inquiry have led me to the somewhat novel opinion, *that value depends entirely upon utility.*«<sup>3</sup> Die Einebnung der Sphäregrenze zwischen Moral und Markt, die Zurückführung sämtlicher Werte auf eine Quelle namens Wohl oder *utility* empört den hartgesottenen Moralisten. Für ihn ist der Versuch, die Existenz und Wirklichkeit der Werte zu retten, indem man zeigt, wie sie zum Wohle beitragen, ein Pyrrhussieg, der letztlich alle Werte in ihrem Eigensein und Eigenrecht vernichten wird.

Aber auf derlei Empfindlichkeiten kann ich leider keine Rücksicht nehmen. Was den hartgesottenen Moralisten in Rage bringt, wird den Vereinfachungsdurstigen laben: Fließen alle Werte aus einer Quelle, fällt die Welt nicht auseinander in unversöhnliche Sphären. Moral lässt sich mit Ökonomie und Politik nunmehr spielend